

Wie es gekommen ist

Autor(en): **Schmid, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **1 (1921-1922)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154038>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gewöhnt waren) oft in Streit geraten wäre? Dieses letztere ist keinem Zweifel unterworfen, sondern gewiß, daß die Befolgung einer neuen Ordnung und einschränkender Gesetze würde schwer gehalten haben. Wo wären überdies Männer ausfindig zu machen gewesen, welche sich, bei so bewandten Umständen gern mit einer Magistraturstelle und (zwar mehrenteils ohne Gehalt) beladen hätten? Traurig würde man dann vielleicht wieder zu einer anderen Einrichtung haben zurückkehren müssen. —

„Das Schicksal der Stadt Mülhausen wird in Zukunft der Gewalt der Umstände überlassen bleiben müssen und ihr Los nicht wohl von demjenigen des Elsaßes getrennt werden können.“

Die Einverleibung in Frankreich war in der Tat unabwendbar geworden, seitdem der moderne Staat sich mit Vorbedacht zum selbständigen Wirtschaftsgebiet ausgestaltete und alle Zwischengebilde erdrückte und aushungerte. Für die schweizerische Geschichte aber wird unvergessen bleiben, daß Mülhausen in denselben Tagen von ihr schied, als Frankreichs überlegene strategische Kunst sich mit Bormio, Chiavenna und dem Veltlin auch die Schlüsselstellung zu den Ostalpen sicherte und zugleich durch die Erwerbung von Genf, Neuenburg und des „Departement du Mont Terrible“, des Landes von Bruntrut, zum Angriff von Westen her vorging. Mit dem Beginn des gegen Mülhausen gerichteten Wirtschaftskriegs setzte zugleich die Einkreisung der alten Schweiz ein, während das Fest der Einverleibung am 15. März 1798 zugleich den ersten Erfolgen der französischen Angriffsheere galt. Just vier Wochen später konnte Peter Ochs von Basel in Arau „öffentlich und feierlich die Unabhängigkeit der schweizerischen Nation und ihre Bildung in eine einzige, unteilbare und demokratische Republik“ erklären, die nun ebenfalls nur ein Vasallenverhältnis zu Frankreich notdürftig deckte.

Wie es gekommen ist.

Von
August Schmid.

Wer die Entwicklung der Dinge in unserem Lande aufmerksam verfolgt hat, macht sich seine Gedanken darüber, daß es schon mehrmals zu großen Protestversammlungen gekommen ist, weil bestimmte Volkskreise durch eine Verfügung von oben am Geldbeutel geschädigt wurden, während man doch in den ersten Kriegsjahren mehr als eine entscheidendere Maßnahme des Bundesrates ruhig hingenommen hat. Es zeigt sich demnach, daß wirtschaftliche Dinge die Gemüter heutzutage viel mehr in Aufregung bringen als irgend etwas anderes. Man hat in den letzten Jahren oft mit Bedauern darauf hingewiesen, daß sich das Parteienwesen immer mehr zu einem bloßen Streite wirtschaftlicher Gruppen auswachse. Diese Klage wird besonders gern von denjenigen erhoben, die

durch ihre Politik unser Volk zu diesem Heruntersinken auf bloße Wirtschaftlichkeit erzogen haben. Wenn sich einige der klügsten Männer unseres Landes zu dem teuflischen Plane zusammengeschlossen hätten, die Geradheit unseres Volkes zu verderben, so hätten sie mit der größten Anstrengung nicht mehr erreichen können, als die führende Politik seit dem Beginn des Krieges unabsichtlich und unwissentlich auf diesem Gebiete geleistet hat.

Diese Entwicklung hat den letzten, stärksten Anlauf vor etwas mehr als zehn Jahren genommen, als die berühmte „Verjüngung“ des Bundesrates einsetzte. Innerhalb zwei Jahren wurden damals von sieben Bundesräten fünf neu gewählt; nur die Herren Müller und Forrer blieben noch vom älteren Bestande. Man nannte diese starke Aenderung eine Verjüngung und wollte damit auch sagen, daß an Stelle eines gewissen altväterischen Geistes ein neuerer, besserer Zustand gekommen sei. Leider zeigte es sich dann bald, daß die Dinge nicht besser, sondern schlimmer geworden waren.

Der erste „Verjünger“ des Bundesrates war Herr Hoffmann, und gerade von diesem Mitgliede hat man ein Wesens gemacht, das mich seinerzeit anwiderte. Bald hieß es dann, Herr Hoffmann sei das eigentliche geistige Haupt des Bundesrates, der Kopf, dessen ausführende Glieder die sechs andern Herren wären. Während ostschweizerische Eitelkeit sich in solchen Darstellungen kaum genug tun konnte, sprach man in der französischen Schweiz bald mit Besorgnis und Mißtrauen vom „System Hoffmann“.

Drei Dinge waren es vor allem, die in jenen Jahren dieses Mißtrauen der welschen Schweiz erregten: Die Genehmigung des Gotthardvertrages, der Besuch Kaiser Wilhelms, bei dem sich Herr Hoffmann ganz besonders dem Gaste widmete, und endlich die Wahl Herrn Calonder zum Bundesrate. Durch diese Wahl ist damals die französische Schweiz um ihren zweiten Sitz gekommen. Gerade Personen, die Herrn Hoffmann nahestanden, sind besonders eifrig für Herrn Calonder eingetreten, und so schrieb die welsche Schweiz auch diese ihr mißfallende Wahl dem „System Hoffmann“ zu.

Als nun der Krieg kam, fühlte sich Bundespräsident Hoffmann in großer Verlegenheit. Er kannte das Mißtrauen, das die welsche Schweiz ihm entgegenbrachte — es war überdies durch die Wahl des Obersten Wille zum General noch vergrößert worden. Herr Hoffmann wollte ihm begegnen, schlug aber dabei einen sehr verhängnisvollen Weg ein. Er beschwor die deutschschweizerische Presse, sie möge ihre Meinung zurückhalten und es vermeiden, irgendwie das Mißfallen der welschen Schweiz zu erregen. Es wurde bald als großes vaterländisches Verdienst hingestellt, jede Aeußerung des Wohlwollens für Deutschland zu unterlassen und bei den schlimmsten Beschimpfungen gegen besseres Wissen und Gewissen zu schweigen. Diese Selbstentäußerung wurde zu einer eigentlichen Manie entwickelt, und so fiel dann der bekannte Vortrag Herrn Karl Spittlers im Spätjahr 1914 auf recht fruchtbaren Boden. Die Tatsache, daß eine solche Beeinflussung in einem für Deutschland ungünsti-

gen Sinne gerade besonders von dem wegen seiner wirklichen oder angeblichen Deutschfreundlichkeit beargwohnten Staatsoberhaupte ausging, veranlaßte einen großen Teil der Deutschschweizer, die Sache so zu verstehen, man solle sich äußerlich mehr oder weniger deutschfeindlich gebärden; im Geheimen, für sich selber, könne man es dann doch halten, wie man wolle. Die Sache lief im Grunde hinaus auf eine Erziehung zum Verleugnen der Ueberzeugung. Das ist aber eine gefährliche Staatsweisheit. Die welsche Schweiz fühlte, daß sie mehr oder weniger wie ein kleines Kind behandelt wurde, dem man, um es nicht zu reizen, nicht offen widersprach, das man aber, im Vertrauen auf dessen Geisteschwäche, schon hintenherum zu bekommen hoffte. Ihr Mißtrauen wuchs deshalb, anstatt zu schwinden, und zwar mit Recht. Durch das ganze Manöver wurden die Leute, welche die Sache tiefer erfaßten und nicht in der Superflughheit das Höchste sehen, auf einen ungünstigen Boden gedrängt, sodaß es ein Leichtes war, ihre Bemühungen als Kurzsichtigkeit oder beinahe als Landesverrat hinzustellen. Was sie wollten, war in Wirklichkeit das Einfachste und wäre auch das Nützlichste gewesen: offene Aussprache bei würdiger Wahrung des eigenen Standpunktes. Eine solche Auseinandersetzung pflegt man mit Leuten, die man achtet. Die vorhin gekennzeichnete Haltung der deutschen Schweiz war aber für die andere Seite geradezu beleidigend.

Man hat sich drei Jahre lang durchgeängstelt und durchgeschläuelt, bis in den Sommer 1917. Damals kam die wahre Gesinnung der Westschweiz gegen Herrn Hoffmann deutlich zum Vorschein. Der kluge Mann ist selber überlistet und ein Opfer der eigenen Politik geworden. Viele Leute erwarteten zwar damals, Bundesversammlung und Volk werden den angegriffenen Staatsmann dem ausländischen Druck zum Trotz halten; aber sie zeigten damit nur, daß sie noch zu wenig „verjüngt“ waren. Früher allerdings hätte man sich solche Dinge nicht gefallen lassen. Man konnte übrigens von dem Volk nicht verlangen, daß es mannhaft für jemand einstehe, der nichts Sonderliches zur Förderung der Mannhaftigkeit beigetragen hatte.

Uebrigens hatte der Wechsel im Bundesrate jetzt nicht mehr viel zu bedeuten. Das System war nun einmal da. Im Spätjahr 1918 gab man sich dann noch die Blöße, gegen den deutschen Einmarsch in Belgien genau in dem Augenblick zu protestiren, wo man sicher sein konnte, daß es nicht mehr gefährlich sei. Wenn uns der eine oder der andere Staat in Worten zwar freundlich, in Sachen aber geringschätzig behandelt, so haben wir keinen Anlaß mehr, es ihm übel zu nehmen. Im Jahre 1920 kam dann die Bearbeitung für den Völkerbund. Angst wirkt bekanntlich ansteckend, und so erreichte man das Ziel. Mancher Deutschschweizer glaubte einen Geniestreich auszuführen, indem er, abermals wider besseres Wissen und Gewissen, seine Zusage gab, um seinem Geschäfte zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen. Der Streich ist zwar ein bißchen mißlungen.

Jahrelang hat der „verjüngte“ Geist zwar im allgemeinen mit schönen Worten unser Volk auf die Ideale hingewiesen, aber in einzelnen Fällen doch so oft das Gegenteil von dem getan und empfohlen, was

gerader Sinn gefordert hätte. So braucht man sich auch nicht zu verwundern, wenn die Opferfreudigkeit, von der man im Herbst 1914 noch manches schöne Beispiel gesehen hat, dahin ist und das Volk dem Staatsleben mit einer gewissen nüchternen Gleichgültigkeit gegenübersteht. Unsere wirtschaftliche Lage ist schlecht. Es kommt aber immer viel darauf an, in welchem Geiste man die äußere Lage erfasse. Steht man für etwas ein, ist man sich bewußt, ehrenhaft und gerade seine Pflicht getan zu haben, so kann man wirtschaftliche Unannehmlichkeiten nicht nur mit Fassung, sondern sogar mit einer gewissen Freude tragen. Betrachtet man aber die von oben geförderte Geistesentwicklung unseres Landes in den letzten sieben bis zehn Jahren, so braucht man sich nicht darüber zu verwundern, daß die Aufmerksamkeit des Volkes fast einzig, und zwar mit Verdrossenheit, auf wirtschaftliche Dinge gerichtet ist.

Aus Albert Weltis Münchner Jahren.

Zur 60. Wiederkehr seines Geburtstages (18. Februar).

Von

Eugen Ralkschmidt, München.

Es war im Sommer 1899. Ich hatte, ein ziemlich unbedarfter steuerloser Literat, meinen schwanken Nachen am Ankerplatz des „Kunstwarts“ festgemacht, an dessen Herstellung ich mithelfen sollte, um etwas redaktionelle Praxis zu erlernen. Ich fand in München ein kleines, eng verbundenes Freundschafts-Kollegium vor, das den neuen Römmling wohlwollend aufnahm. Eines Tages im Herbst hieß es: jetzt müssen die Weltis auch bald zurück sein. Es dauerte aber noch eine Weile, denn sie ließen sich gemächlich Zeit in Zürich auf ihrer Rückreise aus Italien. Sie merkten es nicht, daß sie inzwischen schier ein wenig berühmt geworden waren, die Weltis. Denn im Münchner Glaspalast hing die große Tempera „Hochzeitszug“ (jetzt Kunstmuseum Genf), ein Bild, von dem die Sage ging, die Jury der „Künstlergenossenschaft“ habe es in die Totenkammer verwiesen, bis noch im letzten Augenblick die Münchner „Luitpoldgruppe“ sich des Werkes annahm und ihm einen der besten Plätze in ihren Sälen zuwies. Dort hing es nun, mit seinen leuchtenden Farben, seinen ausdrucksvoll bewegten Figuren, seinem eigentümlichen Legendenklang ein nicht zu übersehender Mittelpunkt. Unwillkürlich blieb man stehen, setzte sich, schaute und sann. So tat auch ich, und ließ den kritisch gespitzten Bleistift sinken. Was für ein Bild! Wo war der Kampf mit Licht und Sonne, wo blieben die modernen Valeurs, wo war die Auseinandersetzung mit den Problemen der Momentmalerei? Nichts davon. Ein ruhiger, starker Akkord, ein Bild voll Poesie, ja, eine Geschichte. Durfte man denn das? Durfte ein Bild Inhalt haben? War nicht das „Wie“ der eigentliche Gegenstand der Malerei? Das also war der Welti.

Eines schönen Tages im Spätherbst nun waren die Weltis leibhaftig